

Nr. 272. Bromberg, den 13. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Einem Regiment Kosaken, einer Sturmflut, dem schnellsten Expreßzug — allen diesen kann man eher widerstehen als der Entschlossenheit eines Gesellschaftssnobs, noch dazu eines solchen, wie Mrs. Bytheway war. Während sich Mr. Cherry noch sträubte und unhaltbare Einwürfe von sich gab, war er schon sanft zur Tür hinausgeweht, und bevor er sich dessen recht bewußt ward, stand er auf der Terrasse. Und indes er in dem Gedanken Trost suchte, daß ja niemand das Geheimnis der Kohlenkiste kannte und er bei einigem Glück noch immer rechtzeitig abfahren könne, wurde er ohne Aufenthalt in den Garten geschleppt.

Als die Schritte auf der Terrasse verklungen waren, ging Sir Michael Fairlie zu der Kohlenkiste, hob den Deckel auf und schaute hinein.

„Ei, zum Kuckuck!" rief er aus. Er hätte nicht sagen können, was er zu finden erwartet hatte, aber diese Entdeckung überraschte ihn doch. Er hob die Kassette heraus und betrachtete sie mit Interesse. Über ihren Inhalt war kein Zweifel möglich und ebensowenig über die Art und Weise, wie sie an diesen seltsamen Aufbewahrungsort gelangt war. Mike erfaßte eine plötzliche Wut gegen den Mann, der, nicht genug damit, sich fälschlich unter einem ehrwürdigen Namen einzuführen, diesen Namen auch noch als Schild für seine Gaunerei mißbrauchte.

„Der Teufel soll den Kerl holen!" sagte der rechtmäßige Besitzer des Namens.

Aber was nun tun? Der offenbar einfachste Weg war, die Kassette ihrer Eigentümerin zurückzustellen, aber Mike scheute die Enthüllungen, die das nach sich ziehen mußte. Es war besser, die Sache insgeheim in Mrs. Bytheways Zimmer zurückzuschaffen, und zwar jetzt, während sie noch im Garten war. So wurde die Öffentlichkeit vermieden und der Dieb würde in einen schönen Zustand geraten, wenn er zurückkehrte und seine Beute verschwunden war. Mike lachte bei dem Gedanken in sich hinein, nahm die Kassette in die Hand, hielt sie, als sollte sie jeden Augenblick explodieren, öffnete die Tür und trat in die Halle hinaus.

„Ah, James!" sagte da eine Stimme, „ich wollte ja mit Ihnen sprechen — wegen was war es nur schnell? Ach Gott, es ist mir wieder entfallen! Ach ja, natürlich; über Mrs. Gizzards Wünsche wegen der Abzugsrohre."

Mike machte fast einen Luftsprung, als er sich herumschwang und die Kassette dabei instinktiv hinter sich versteckte. Mr. Bytheway, mit einem freundlichen Lächeln auf seinem Schafsgesicht, kam eben durch die Hallentür und legte seine Mütze und Handschuhe zerstreut ab.

Sein Sekretär drückte sich — eine Beute heftigen Schreckens — an die Wand. Es ist ja leicht zu sagen, daß dies der Moment war, wo er die Kassette Mr. Bytheway mit einem leichten Lachen und der Bemerkung hätte überreichen sollen, er habe sie in der Bibliothek gefunden; das hätte er auch zweifellos getan, wenn er Zeit zur Überlegung gehabt hätte, aber die war ihm nicht gegönnt. Und im ersten Augenblick schien es ihm nur, daß, wenn er diesem liebenswürdigen Schwachkopf die Kassette gebe, er sich in weitläufige Erklärungen verstricken und die letzte Hoffnung auf eine private Unterredung mit Anne verlieren würde. Also drückte er sich noch fester an die Wand und betete um Erleuchtung.

Sie ward ihm. Sein Rückzug wurde plötzlich durch etwas Großes und Kaltes aufgehalten, etwas, das seine tastenden Finger augenblicklich als den Schirmständer erkannten. Dieser war ein hoher Ständer aus Porzellan, grellrot bemalt und mit dicken gelben Putten in den unwahrscheinlichsten Stellungen verziert. Natürlich war Mrs. Bytheway sehr stolz auf diese Erwerbung, die ihr ein Antiquitätenhändler, der eine berechtigte Vorliebe für diese Art Kunden hegte, zu einem unverschämten Preis aufgehängt hatte. Bisher hatte Mike das üble Ding mit Widerwillen betrachtet; aber jetzt hätte er es umarmen mögen. Sehr sorgsam ließ er die Schmuckkassette aus seiner Hand in die dunklen Untiefen des Schirmständers gleiten; dann schöpfte er tief Atem, richtete sich auf und wandte einen offenen männlichen Blick auf seinen Herrn.

„Die Abzugsrohre?" fragte er, nun ganz Sekretär. „Ja natürlich, die Abzugsrohre! Nun leider liegt Mrs. Gizzard mit Mumps oder so etwas zu Bett, aber sie rief mir, als ich eben wegging, durch das Fenster zu, es sei chronisch. Damals dachte ich, sie meine die Abzugsrohre, aber dann ist mir eingefallen, daß sie es doch vielleicht auf ihr Leiden bezog. Jedoch — —" Im eifrigen Gespräch steuerte er rasch der Bibliothek zu, die Tür schloß sich hinter den beiden.

Und Anne Kent, die eben aus dem Kinderzimmer kam, um die vormittägige Milch zu holen, mit der Violet May ihren Hunger beschwichtigte, traf gerade rechtzeitig an der Biegung der Treppe ein, um das bemerkenswerte Taschenspielerkunststück des Sekretärs zu sehen. Worauf sie mit einem bekümmerten Stirnrunzeln und einem ängstlich wehen Zug um den Mund weiterschritt.

Zwölftes Kapitel.

Verschwinden von viertausend Pfund.

Sehr langsam kam Anne die Treppe herunter. Sehr langsam ging sie durch die Halle, an der Bibliothekstür — durch die man Stimmen über das Abzugsrohrproblem hörte — vorüber, bis dorthin, wo der Schirmständer in seiner grellen Scheußlichkeit stand. Hier zögerte sie einen Augenblick und biß sich auf die Lippen, dann fuhr sie mit einer Hand in seine dunklen Tiefen und — zog die Schmuckkassette hervor. Einen Augenblick lang starrte sie sie verständnislos an, dann, als sie die Art des Fundes in seiner ganzen Bedeutung erkannte, fuhr sie zurück.

Also es gibt Männer, die behaupten, die Frauen zu verstehen, manche haben sogar Bücher geschrieben, um es zu beweisen. Diese und ihresgleichen können, wenn sie wollen, versuchen, Annes Benehmen von diesem Augenblick zu erklären; wir begnügen uns damit, die Tatsachen darzulegen.

Was sie hätte tun sollen, darüber kann es nicht zweierlei Ansichten geben. Die gewissenhafte Gouvernante, die entdeckt, daß der Sekretär die Familienkassette im Schirmständer versteckt hat, macht sich einer groben Pflichtverletzung schuldig, wenn sie dieses merkwürdige Vorkommnis nicht augenblicklich berichtet; durch jede andere Handlungsweise stempelt sie sich zur Mitwisserin, wenn nicht gar Mitschuldigen. Zweifellos hätte Anne sofort das Haus alarmiert und ihre packende Geschichte vom vereitelten Verbrechen erzählen sollen, wodurch sie die Dankbarkeit ihrer Herrschaft und aller rechtlich denkenden Menschen erworben hätte.

Das hätte sie tun sollen, aber sie tat nichts dergleichen. Eine ewige Minute lang stand sie dort in der Halle und

starrte auf die Schmuckkassette, als sei diese ein seltenes und abstoßendes Insekt; dann wandte sie sich und ging die Treppe wieder hinauf.

Schnell und lautlos ging sie und bog in den Gang ein, der zu Mrs. Bytheways Zimmer führte. Hier warf sie noch einen Blick über die Schulter, dann öffnete sie die Tür und schlüpfte ins Zimmer. Das Geheimnis des Wandschranks war ihr wohlbekannt, denn sie hatte die „Geschichte von Lindleyhaus“ von A bis Z gelesen; es gab so wenig zu lesen in dem Haus! Auch hatte Mrs. Bytheway, in deren Natur es lag, weder ein Geheimnis, noch ihre Selbstbeherrschung bewahren zu können, wenn es darauf ankam, sich bei mehr als einer Gelegenheit in ihrer Gegenwart über das Geheimfach ausgelassen. In weniger als einer Minute war also die Schmuckkassette ihrem ursprünglichen Heim wiedergegeben, das Fach wieder geschlossen, das Zimmer leer und Miß Anne Kent stieg zum zweitenmal die Treppe hinab.

Als sie die Halle erreichte, öffnete sich die Tür der Bibliothek und Mr. Bytheway trat heraus, seinen Sekretär auf den Fersen. Bei ihrem Anblick drängte sich Mike vor und kam mit hoffnungsfrohem Gesicht auf sie zu.

„Hören Sie!“ sagte er drängend, „ich muß — —“

Anne schaute ihn an. Es gibt vieler Arten, wie ein Mädchen einen Mann anschauen kann; diese hier war eine der weniger angenehmen. In diesem Blick lag etwas, das Mike innehalten ließ, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten, zerschmettert stand er und starrte sie an. Miß Kent ging gelassen weiter . . .

„Heute nachmittag“, sagte Mr. Bytheway, der hier etwas bemerkte, was ihm nicht auf dem Präsentierteller dargereicht wurde, „möchte ich, daß Sie mir helfen, die neuen Marken sortieren — das heißt natürlich, wenn meine Frau Sie nicht braucht — doch das hätte sie schon gesagt — ja, gleich nach dem Lunch.“ Und damit ging er.

Mike antwortete nicht, denn sein Interesse an Marken war augenblicklich nicht vorhanden. Je mehr er von Annes unbegreiflicher Feindseligkeit sah, destoweniger gefiel es ihm, und nach allen Anzeichen nahm diese Feindseligkeit von Stunde zu Stunde zu. Dieser Blick . . .! Mikes Gesicht nahm einen sehr entschlossenen Ausdruck an; kein Mädchen durfte ihn so ansehen, ohne Rechenschaft darüber zu geben. Er mußte Anne sofort aufsuchen und ihr eine Erklärung entreißen. Er tat einen entschlossenen Schritt vorwärts und hielt plötzlich inne, sich der Schmuckkassette erinnernd. Die konnte er nicht in ihrem gegenwärtigen Versteck lassen, wo jeder Witterungswechsel durch das Herausholen der Regenschirme zu ihrer Entdeckung führen konnte. Er seufzte und wandte sich zum Ständer zurück.

Draußen auf der Terrasse sprachen Mrs. Bytheway und Mr. Cherry von Obst und dessen Pflege. Das heißt, das Sprechen besorgte Mrs. Bytheway, denn Mr. Cherry war ganz ausgefüllt von dem Wunsche in der Bibliothek zurück zu sein. Auch drückte der Korb ausgesuchter Früchte, den ihm Mrs. Bytheway angehängt hatte, seinen Arm höchst schmerzhaft.

„Natürlich“, sagte Mrs. Bytheway, indem sie dem Hause zuging, „werden Ihre Gärten viel großartiger als diese sein, Sir Michael.“ Mr. Cherry schenkte ihr einen Bruchteil seiner Aufmerksamkeit. „Gärten?“ fragte er.

„In King's Fortune — so ein romantischer Name ist das, finde ich. Wissen Sie, Sir Michael, Sie haben uns gar nichts von Ihrer Ranch in Kanada erzählt. Das ist doch so interessant!“

Mr. Cherry war ganz Aufmerksamkeit.

„Meine Ranch?“ frug er vorsichtig.

Mrs. Bytheway wurde schlemisch.

„Heute früh, als ich die Gesellschafts-Wochenchronik überflog, fand ich eine Notiz über Sie. „Sir Michael Fairlie“, hieß es, „der nach dem Tode seines Onkels, Sir Richard Fairlie, dessen Erbe antritt, ist von seiner Ranch in Kanada zurückgekehrt, um seinen Wohnsitz in King's Fortune, Hertfordshire, aufzuschlagen.“ Sie müssen uns von Wildwest erzählen, Sir Michael!“

„Ja, ja“, sagte Mr. Cherry. Er begann zu bedauern, daß er nicht mehr vom Leben auf kanadischen Farmen wußte. „Diese Pfirsiche“, sagte er ablenkend, „sind wirklich prachtvoll!“

„Ja, nicht wahr?“ entgegnete Mrs. Bytheway, indem sie die Hallentür öffnete. „Ich finde immer, ein Pfirsich ist —“

Sie hielt inne und riß die Augen auf. Mr. Cherry, der ihr über die Schulter blickte, tat desgleichen. Und mit Recht, denn in einem Winkel der Halle benahm sich der neue Sekretär entschieden merkwürdig. Beim ersten Anblick konnte man glauben, daß er irgendeinem alten Volkstanz mit dem Schirmständer als Partner üben wolle, denn er hielt dieses geschmacklose Möbel fest an seinen Busen gedrückt und schaute in seine Tiefen, als stünde dort die Lösung aller Lebensrätsel. Dann schüttelte er es wieder heftig und schaute neuerlich, dann stürzte er es um, was keineswegs leicht war, und klopfte fest darauf. Um ihn verstreut auf dem Boden lagen fünf Regenschirme, zwei Sonnenschirme, eine Hundspeitsche, vier Spazierstöcke und eine Reitgerte. Seiner Zuschauer unbewußt, stellte er nun den Schirmständer näher, sank auf die Knie und begann die Schirme jeden einzelnen leidenschaftlich zu beuteln. Er war noch damit beschäftigt, als Mrs. Bytheways Stimme gänzlich unvorbereitet an sein Ohr schlug, worauf er einen großen Satz nach rückwärts machte, was auf den Knien durchaus nicht leicht zu bewerkstelligen ist.

„Mr. James, haben Sie etwas verloren?“

Sir Michael Fairlie konnte einem wirklich leid tun. Das Verschwinden der Schmuckkassette hatte ihn schon sehr erschreckt und diese Unterbrechung warf ihn vollends aus dem Gleichgewicht. Es fiel ihm absolut nichts zu sagen ein, er hockte auf den Fersen und blinzelte die beiden an. Er sah aus — und war sich dessen bewußt — wie ein vollkommener Narr.

„Haben Sie etwas verloren?“ wiederholte Mrs. Bytheway scharf. Der Gedanke kam ihr, ob der Mensch vielleicht getrunken habe.

Heroisch versuchte Mike sich zusammenzureißen.

„Oh — ja, ja! Ah — Sixpence!“ stotterte er hervor.

„Sixpence?“

Mike, der sich eben aufrichtete, lächelte sie in einer Weise an, die einschmeichelnd sein sollte, brachte aber nur ein sehr schwaches Grinsen hervor.

„Sixpence, ja. Ich warf ihn in die Höhe, so zum Zeitvertreib, wissen Sie, und auf einmal war er verschwunden. Ich dachte, er sei in den Schirmständer gefallen, also war ich eben — — “

„Ich sehe“, sagte Mrs. Bytheway kalt. Ihre Meinung von Sekretären als eine Menschenklasse war nie eine sehr hohe gewesen und dieser Einblick in ihre Art, sich die Zeit zu vertreiben, setzte sie noch etwas tiefer in ihrer Achtung herab. „Nun, wenn Sie ihn finden, geben Sie bitte die Schirme wieder in den Ständer zurück. Sir Michael, ich komme sofort zu Ihnen in die Bibliothek.“

Mr. Cherry stellte den Korb nieder, streckte seinen schmerzenden Arm aus und verbeugte sich. Dann unterdrückte er männlich den Impuls, die Bibliothek im Laufschritt zu erreichen und schlenderte nur gemächlich in ihre Richtung, im Vorübergehen einen hochmütigen Blick auf den Sekretär werfend, der nun die Sachen in den Ständer zurückstopfte, als hätten sie ihm samt und sonders etwas angetan.

Als sich aber die Türe der Bibliothek hinter Mr. Cherry geschlossen hatte, da fiel seine Lässigkeit von ihm ab wie ein Mantel. Mit einem behenden Sprung war er am Kamin, in der nächsten Sekunde hatte er den Deckel der Kohlenkiste zurückgeschlagen und hineingegriffen.

Aber während er darin herumtastete, erschien auf seinem aristokratischen Antlitz erst ein Ausdruck des Staunens, dann der Angst und schließlich des schweren Entsetzens. Er fiel hastig auf die Knie und schaute sehnsüchtig in die Kohlenkiste, dann stand er auf, zerrte sie ans Fenster und unterwarf sie einer fieberhaften Untersuchung. Kein Resultat! Die Kohlenkiste war vollständig leer, es war, als habe es nie eine Schmuckkassette gegeben.

Mit einem schwachen Stöhnen ließ Mr. Cherry von der fruchtlosen Suche ab. Vor einer Viertelstunde hatte die Schmuckkassette noch in der Kohlenkiste gelegen, jetzt war sie nicht mehr dort; wer hatte sie also weggenommen? Mr. Cherrys Gedanken flogen natürlich zu diesem Kerl von einem Sekretär, dessen verfluchte Einmischung schon vorhin seine Pläne durchkreuzt hatte. Konnte der — nach seinem eigenen Geständnis ein Gauner — diese üble Sache gedreht haben? Es schien unmöglich, denn er hatte ja nicht wissen können, daß die Kassette sich in der Kohlenkiste befand. Mr. Cherry war sicher, daß er sie mehrere Sekunden früher versteckt hatte, ehe dieser James das Zimmer betrat. Aber wie, wenn ein blinder Zufall den Schurken zu dem verborgenen Schatz geleitet hatte? Wenn er, an die Kohlenkiste anstoßend, darin etwas klappern gehört und nachgeschaut hatte — ja, das konnte die Erklärung sein. Es mußte die Erklärung sein, denn, wenn jemand anders als der Sekretär die Kassette gefunden hätte, wäre doch sofort Lärm geschlagen worden. Mr. Cherry fluchte laut, er hätte mit den Zähnen geknirscht, wenn er gewußt hätte, wie man es macht, ohne sich wehzutun. Aber wenn er den Burschen erwischte — der würde es bitter bereuen, daß er sich in anderer Leute Angelegenheiten gemischt hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Die Angst vor dem Kinde.

Von Dr. med. Treuenbrietzen.

Es ist ein überaus trauriges Zeichen unserer Zeit, daß die Geburtenziffer ständig und nachgerade in besorgniserregender Weise absinkt und daß das deutsche Volk in dieser Hinsicht —hinter Frankreich, den Angelsachsen und Skandinaviern an der Spitze aller Kulturländer marschiert. Die Ursache dieser Erscheinung ist in einem fehlenden Willen zum Kinde zu suchen, der teils auf die wirtschaftliche Notlage vieler Familien, teils auf völlig unberechtigte, selbstsüchtige Gründe (Eitelkeit, Bequemlichkeit u. a.) zurückzuführen ist.

So bedauerlich der Geburtenrückgang, der sich zunächst in den Städten bemerkbar machte, seit geraumer Zeit aber in höchst bedenklichen Ausmaßen auch auf das Land übergegriffen hat, vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus auch ist, nicht minder ernst sind die Begleiterscheinungen zu bewerten, unter denen er zustande kommt. Die verminderte Geburtenziffer ist nämlich nicht auf eine größere Enthaltsamkeit im geschlechtlichen Verkehr zurückzuführen, sondern auf die Anwendung empfängnisverhütender, oft gesundheitlich höchst bedenklicher Mittel, vor allem aber auf eine geradezu erschreckende Zunahme der Abtreibungen, deren Zahl man nach vorsichtigen Schätzungen auf jährlich 500 000 bis 600 000 im Deutschen Reich annehmen darf! Was das bedeutet, geht aus einer Reihe örtlich durchgeführter Erhebungen hervor: es wurde festgestellt, daß in manchen Städten die Hälfte und noch mehr aller Schwangerschaften durch eine Fehlgeburt vorzeitig beendet wurden und daß von diesen Fehlgeburten 90, nach einer anderen Berechnung sogar 98 v. H. auf beabsichtigte Eingriffe zurückzuführen waren! Es darf daher wohl im wahrsten Sinne des Wortes von einer „Abtreibungsseuche" gesprochen werden!

Alle Versuche, auf widernatürlichem Wege eine Schwangerschaft zu beseitigen, wie und von wem sie auch vorgenommen werden, bedeuten eine schwere Gefährdung der mütterlichen Gesundheit. Ist es doch statistisch erwiesen, **daß die Zahl der Todesfälle nach einer Fehlgeburt siebenmal so groß ist, wie nach einer rechtzeitigen Entbindung** und daß z. B. in Berlin unter den Frauen im gebärfähigen Alter die mörderische Volksseuche der Tuberkulose nur dreimal mehr Opfer fordert als die Folgen abtreiberischer Eingriffe. Gewiß soll nicht bestritten werden, daß der erfahrene Arzt, der ja bei bestimmten schweren Erkrankungen der Mutter mit Fug und Recht eine Schwangerschaft unterbricht, die erforderlichen Eingriffe mit mehr Sachlichkeit und daher mit geringerer Gefährdung der Mutter auszuführen imstande ist als die im Verborgenen arbeitenden Pfuscher und weisen Frauen, aber selbst der geübteste Fachmann wird bei Verwendung der besten Hilfsmittel einer modernen Klinik nie in der Lage sein, einen glücklichen Ausgang seiner Behandlung mit Bestimmtheit vorherzusagen. Die weiblichen Unterleibsorgane sind eben gerade während der Schwangerschaft, und zwar von deren ersten Anfängen an, so ungemein empfindlich gegen alle naturwidrigen Einwirkungen, daß trotz aller Vorsichtsmaßnahmen schwere Erkrankungen, dauerndes Siechtum und qualvoller Tod als Folgen solcher Eingriffe nie mit Sicherheit ausgeschlossen werden können, besonders dann nicht, wenn sie bei derselben Frau etwa zu wiederholten Malen vorgenommen werden. Zu allen der körperlichen Gesundheit drohenden Gefahren kommen aber noch jene unheilvollen Auswirkungen auf das Seelenleben: schwere nervöse Störungen, bittere Selbstvorwürfe, versuchter und vollendeter Selbstmord!

Seitens gewisser Kreise ist im Deutschen Reiche seit Jahren eine eifrige Propaganda betrieben worden, die gegen die Abtreibung gerichteten Bestimmungen des Strafgesetzbuches zu beseitigen oder in einer Weise abzuändern, die einer völligen Aufhebung praktisch gleichkommt. In jeder nur denkbaren Weise wurden die Frauen „aufgeklärt" über das in diesen Strafparagraphen begründete Unrecht und über die „Segnungen", die von deren Beseitigung zu erwarten seien. Ganz besonders wurde dabei auch auf die seit dem Jahre 1920 in Sowjetrußland getroffene Regelung als erstrebenswertes Ziel hingewiesen. Danach ist nämlich aus wirtschaftlichen Gründen eine — auf Staatskosten erfolgende — Schwangerschaftsunterbrechung zulässig, wenn sie in einem staatlichen Krankenhaus ausgeführt wird. Man wollte auf diese Weise eine Kontrolle über die Abtreibungen gewinnen und diese vor allem aus der Hand der Pfuscher in die vermeintlich ungefährliche des Arztes verlegen. Dieser letzte Schluß, der auf Grund der obigen Ausführungen von vornherein als falsch angesehen werden muß, hat sich, wie aus einwandfreien Angaben russischer Ärzte zu entnehmen ist, als völlig trügerisch erwiesen, da in den zur Vornahme der Abtreibung berechtigten Krankenhäusern nachweislich zahlreiche Fälle schwerster Gesundheitsschädigungen bei den behandelten Frauen vorgekommen sind und noch vorkommen. Ebenso ist es durch die genannten Maßnahmen keinesfalls gelungen, die heimlichen Abtreibungen auszuschalten, sondern höchstens in unerheblicher Weise zu vermindern. Schon mehren sich daher selbst in den sowjetfreundlichen Kreisen Rußlands in auffallendem Maße die Stimmen, die eine Beseitigung der Freigabe der Abtreibung fordern.

Sollten diese Tatsachen den Kreisen, die im Deutschen Reiche gegen die zur Zeit bestehenden Strafbestimmungen Sturm laufen, nicht zu denken geben! Verdient nicht auch der Umstand Beachtung, daß in allen anderen Kulturländern die Abtreibung mit schweren, zum Teil mit noch erheblich härteren Strafen als in Deutschland bedroht wird (z. B. Frankreich, Belgien)!

Gewiß darf nicht übersehen werden, daß die wirtschaftliche Lage vieler Familien sehr schwierig ist und durch die mit Kinderaufzucht verbundenen Ausgaben weiterhin ernstlich belastet wird. Eine Behebung dieser Nöte darf aber nicht erstrebt werden auf Wegen, die, ohne die Wirtschaftslage zu bessern, das wertvollste Gut, die Gesundheit, vernichten. Es gilt außerdem einen Bevölkerungsrückgang aufzuhalten, der uns in kürzester Zeit infolge Mangels an Arbeitskräften in noch viel größere wirtschaftliche Schwierigkeiten stürzen müßte. Und wenn heute diese Gefahr dem einzelnen vielleicht weniger belangreich erscheint als der ihm aus der Einschränkung der Kinderzahl erwachsende vermeintliche Vorteil, so ist es eben Aufgabe des Staates, diesen Irrtum, der von berufenen Statistikern und Volkswirtschaftlern schon längst als solcher erkannt und rechnerisch nachgewiesen worden ist, richtigzustellen. Möge diese Erkenntnis in immer breiteren Schichten des Volkes Eingang finden und dazu beitragen, daß die heutige „Angst vor dem Kinde" recht bald in einen „Willen zum Kinde" umschlägt!

Florestan und Eusebius.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi.

Das Allegro:

Das war wieder einmal ein großer Tag für die musikliebenden Leipziger von anno Biedermeier gewesen! Felix Mendelssohn, der neue Gewandhausdirigent, hatte ein Konzert gegeben!

Ganz zum Schluß verließ einer mit leisen, behutsamen Schritten den Konzertsaal, als fürchtete er, die ihn umschwebenden Melodien mit einem einzigen lauten Schritt zu zerstören. Ein weiches, volles Gesicht hatte er, dessen Augen zurzeit wieder einmal schwärmerisch vor sich hin blickten. Die rechte Hand schlug den Takt zu den leise gesummten Melodien, und so kam es, daß der schräg über die Schulter geworfene Mantel allmählich im Staube zu schleifen begann.

Aber das merkte der Musikus, Davidsbündler und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", Robert Schumann nicht. — Nur schnell nach Hause. Das war etwas für die Davidsbündler, die heldenmütig für fortschrittliche Musik kämpften! Das war etwas für Florestan und Eusebius! So nämlich nannte Schumann die beiden Seelen in seiner Brust. Florestan war der Wilde, Kämpfende; Eusebius aber war der weiche, schwärmende Romantiker.

Zehn Minuten später saß Schumann, eine schwarze Zigarre im Mundwinkel, an seinem Schreibtisch und schrieb für die nächste Nummer der Zeitschrift eine neidlos begeisterte Hymne über Felix Mendelssohn.

Endlich warf er die Feder beiseite. Sein Kopf schmerzte. Zu viel an Arbeit und seelisch Aufregendem war in letzter Zeit auf ihn eingestürmt. Die Zeitschrift, sein eigenes Wollen und Wagen, sein künstlerisches Schaffen und dann das qualvolle Hangen und Bangen — um die Geliebte.

Es trieb ihn hinaus. Spät in der Nacht blieb er vor einem Hause, unweit seiner Wohnung, stehen. Es lag in tiefem Dunkel.

„Klara!" flüsterte er. „Chiara!" — Und das flüsterte er auch noch, als er zu Hause die Tasten seines Flügels anschlug. Klara! Chiara! sangen die Sopranstimmen unter seiner rechten Hand, aber die linke vergaß nicht der Bässe dumpfes Murren ertönen zu lassen.

Das Andante:

An einem Frühjahrsabend des Jahres 1838 trat aus der Hinterpforte des Hauses, das dem bekannten Klavierpädagogen Friedrich Wieck gehörte, ein neunzehnjähriges Mädchen. Große, dunkle Augen lagen in ihrem seltsam zarten, blassen Gesicht, das von schwarzem, korrekt gescheiteltem Haar gekrönt wurde

„Chiara!" klang es von des wartenden Schumann Lippen, und er streckte seiner Klara Wieck, der weit über die Grenzen deutscher Gaue hinaus berühmten Pianistin, beide Hände entgegen.

Dann hing Lippe an Lippe . . .

Eine Drossel sang. Aber das Öffnen der Tür erklang nach einer Weile so laut, daß der Vogel jäh im Gesange verstummte.

Friedrich Wieck, dessen lange, spitze Nase aus einem zorngeröteten Gesicht hervorstach, kam hinzu und sah Schumann giftig an.

„Habe ich es Ihnen nun noch nicht oft und deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie hier nichts mehr zu suchen haben?" schnarrte er und führte seine matt widerstrebende Tochter unwirsch mit fort. —

Eingehüllt in dicke Rauchwolken, saß Schumann an den nächsten Tagen bis spät in die Nacht hinein an seinem Flügel und komponierte sein Op. 16 „Kreisleriana". So trefflich er auch die bizarren Gestalten, den wunderlichen Fratzenschneider E. Th. A. Hoffmann, den verrückten Kapellmeister Kreisler und den Kater Murr, in seinen Tönen charakterisierte, er konnte nicht verhindern, daß immer wieder ein Stück von seiner übervollen Seele mit in die Melodien hinein kam. Ein Stück von Florestan und Eusebius. Florestan begehrte trotzig auf, verbrüderte sich mit überstürzend dahinstürmenden Synkopenketten und schnitt mit E. Th. A. Hoffmann Fratzen; Eusebius aber begann phantastisch zu schwärmen, doch seine sonst so bunte Romantik wurde oft zu dumpfen Träumen, zu resigniertem Flüstern.

Kreisleriana. Hinter allen diesen wunderlich überspannten, bizarren Kreaturen tauchte immer wieder ein anderes Bild auf: Klaras! Chiaras!

Das Scherzo:

Die Herbstsonne des Jahres 1840 versteckte sich beschämt, als sie das mild-verklärte Leuchten an den Gesichtern Robert Schumanns und Klara Wiecks sah, die nach eben stattgefundener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie trotz aller Intrigen, trotz väterlichen Protestes für immer vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen wuchs auf!

Klaras Ruhmessonne stand noch immer am Zenith; viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. — Und dazwischen schuf auch er. Komponierte Lieder, immer wieder Lieder. In seiner köstlichen Schale der Musik fing Schumann die mondlichtfarbigen Tropfen der Romantik auf. —

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont heraufzogen.

Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten heftiger und häufiger auf und verbanden sich mit einer immer mehr zunehmenden Gemütskrankheit.

Nach Dresden waren sie übergesiedelt. Dort war Robert an einigen Tagen der Woche am Stammtische in der „Alten Post" anzutreffen, wo neben Ferdinand Hiller, Berthold Auerbach, Bendemann, Reinick und Rietschel auch Richard Wagner, der große Neue, saß. Während Schumann, seine Zigarre rauchend und sein Bier trinkend, schweigend und träumend am Tische saß, war Wagners spitzes Kinn ununterbrochen zum Sprechen in Bewegung. Trennte man sich dann spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: „Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch. Man kann doch nicht immer allein reden!" Schumann hingegen äußerte sich: „Ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaufhörliches Sprechen kann man auf die Dauer nicht aushalten." —

Das Finale:

An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen schon nach kurzer Zeit den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstische und durchwühlte, nach irgend „etwas" suchend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen blickten in starrem, fieberndem Glanze auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrecknisse hämmerten in seiner Brust, und die unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden würgte in seiner Kehle.

Monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er stand auf. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel irgend etwas darauf los zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor und erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fratzengestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht der Kater Murr fauchend auf den Rücken? Wer geigte da A? Immer wieder A? Gestalten krochen heraus aus der Geige, wurden größer, immer größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zikaden. Immer die gleiche Melodie, dieselben sechs Töne. War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelssohns Fingalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab. Krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf und vereinten sie zu Bächen, reißenden Strömen, zu brausend nieder stürzenden, Gischt schäumenden Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen . . .

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. Ohne Hut und Mantel schlich er leise, unbemerkt von Frau und Kindern, aus dem Hause.

Das Wasser des Rheines war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann, noch lebend, heraus gezogen . . . aber er war wahnsinnig geworden wie einst Hölderlin und Lenau.

In der Privatheilanstalt des Doktor Richards in Endenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgesungen.

Notizen am Rande.

Von Kurt Miethke.

Hundertprozentige Dankbarkeit ist rar. Es ist schon der Anerkennung wert, wenn einer seinem Wohltäter einprozentige Rabattmarken der Erkenntlichkeit klebt — und das Heft nicht wegwirft, wenn es voll ist.

*

Politische Schönredner sind wie Schmiede, denen es weniger um das Eisen, das sie bearbeiten, zu tun ist, als um die nutzlosen, aber prächtigen Funken, die umherstieben.



* **Venus von Milo entthront.** Wäre eine Frau, die wie Venus von Milo aussähe und ihre Körpermaße hätte, heute auf Stellungssuche in Amerika gegangen, würde sie sicherlich nicht viel Glück haben. Die Herren der Welt, die Amerikaner, haben das klassische Schönheitsideal entthront. Eine amerikanische Zeitung hatte vor kurzem den originellen Einfall, unter leitenden Theaterdirektoren eine Rundfrage zu veranstalten, um festzustellen, wie sie sich zu dem in der klassischen Venus verkörperten Schönheitsideal verhalten. „Wenn eine Frau vom Aussehen und von der Figur der Venus in moderner Kleidung bei mir erscheinen und um eine Anstellung als Revuegirl bitten würde, könnte ich sie beim besten Willen nicht gebrauchen. Noch weniger würde sie als Star in Frage kommen", erklärte der Direktor des weltberühmten Newyorker Varietés „Ziegfield-Follies". „Die heroischen Linien und die schweren Formen dieser Venus", sagte ein anderer Theaterdirektor, „die in längst entschwundenen Zeiten eine wahre Apotheose der Frauenschönheit darstellten, passen nicht für unseren Modegeschmack und entsprechen in keiner Weise unserer Vorstellung von einer schönen Figur. Das moderne Schönheitsideal unterscheidet sich überhaupt scharf von dem, was man in Museen sieht. Zahlreiche Schönheiten nicht nur von Rubens, sondern sogar von Leonardo da Vinci und anderen italienischen Meistern hätten es heute sehr schwer, eine Stellung als Mannequin, Revuegirl oder Tänzerin zu finden. Der Unterschied der Auffassungen über Schönheit und Körpermaße ist nämlich zu groß geworden."

Lustige Rundschau

* **Fast kein Hindernis.** „Ist's wahr, daß du dich mit Herrn Kurz verheiraten wirst?" — „Gewiß, allerdings klappt die Sache noch nicht so recht; Vater ist mit seinem Einkommen nicht zufrieden, Mutter genügt seine Familie nicht; ich finde ihn auch nicht gerade sonderlich liebenswürdig; und außerdem hat er noch gar nicht um mich angehalten."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg